

A Green Archipelago

Eine Ausstellung von Isa Melsheimer in der Galerie Esther Schipper

Die Konjunkturphasen von Planungskonzepten und ökonomischen Entwicklungen verlaufen für gewöhnlich antizyklisch. Denn gerade in Krisenzeiten laufen Architekten und Planer zu Hochform auf. Offenbar sind sie die einzige verbliebene Spezies, die noch daran glaubt, dass ein Plan die Welt wenn nicht retten, so doch zum Besseren wenden könne. Ein besonderes Beispiel eines solchen Rettungsplans ist das viel bewunderte und immer wieder zitierte Konzept „Berlin, das grüne Stadtarchipel“, das Oswald Mathias Ungers, Rem Koolhaas und andere 1977 als Ergebnis der „Sommerakademie Berlin“ der Cornell University, an der Ungers damals lehrte, vorlegten. Die Studie schlägt ein unerhörtes Modell für die vom Kalten Krieg arg gebeutelte „Frontstadt des Westens“ vor: Um der schrumpfenden Einwohnerzahl und dem Verfall der städtischen Bausubstanz durch Leerstand und ausbleibende Investitionen zu begegnen, soll die isolierte Stadt gewissermaßen in einem Akt der Autopoiesis ihre Insellage zum Ordnungsprinzip erheben. Die durch Krieg und Teilung fragmentierte Stadt soll ihre stadträumliche Realität anerkennen und zuspitzen. Nur solche Teile sollen erhalten werden, die intakt und klar identifizierbar sind, während der Rest rückgebaut und als Grünbereiche ausgewiesen werden soll. Aus der diffusen Stadtstruktur werden deutlich erkennbare urbane Inseln herausoperiert, die aufgrund ihrer Geschichte, ihrer sozialen Struktur und ihrer räumlichen Qualität „Identitätsräume“ bilden und als Leitbild für die zukünftige Entwicklung dieser Einheiten geeignet scheinen. Jede Einheit bildet dabei eine „Stadt in der Stadt“. Die Stadt Berlin gibt es somit nicht mehr, sie besteht vielmehr aus einer „Föderation unterschiedlich strukturierter, bewusst antithetisch gestalteter Stadteinheiten“, die lediglich durch die Matrix der Grünzonen zusammengehalten bzw. getrennt werden.

Die Faszination, die dieses radikale Konzept bis heute ausstrahlt, liegt in seiner besonderen Ambivalenz und Vielschichtigkeit: Es nimmt in seiner Dekonstruktion des Territoriums zwar das Ende der Allmachtsfantasien der Moderne vorweg, bietet aber dennoch eine ganzheitliche Vision an. Und es vereinigt zwei starke Zeitströmungen in sich: den ökologischen und den postmodernen Gedanken, die Ende der 1970er Jahre ihren unaufhaltsamen Aufstieg begannen. Ökologisch ist das Konzept, weil es mit allem bricht, was die moderne Stadtplanung bis dahin auszeichnete, nämlich mit dem Optimismus eines grenzenlosen Wachstums, das der einschneidende Bericht des *Club of Rome* erst 1972, also nur wenige Jahre zuvor an sein Ende kommen sah. Insofern kann man es als das erste genuin „grüne“ Stadtkonzept ansehen, und das nicht etwa aufgrund seines aus heutiger Sicht suggestiven Titels. Vielmehr weil es erstmals mit der kapitalistischen Wachstumsideologie bricht, die konstitutiv für die moderne Stadt ist. Denn im kapitalistischen Sinne stellt Stadt ein räumliches Organisationsprinzip für die arbeitsteilige Gesellschaft dar und ist somit der Logik der Mehrwertakkumulation, d.h. der Expansion ausgesetzt. Ungers geht es nicht mehr um die strahlende Stadt der Zukunft, sondern um den Umgang mit den Problemen der postindustriellen Stadt, die in Berlin gewissermaßen unter künstlichen Laborbedingungen frühzeitig zum Vorschein kamen.

Die Verfasser argumentieren zunächst rein stadtmorphologisch. Die Vielzahl historischer Bezüge und Zitate machen „Berlin, das grüne Stadtarchipel“ zu einem postmodernen Stadtkonzept. Die gesamte Stadtplanungsgeschichte und mit ihr der immanente Architekturdiskurs werden als Resonanzraum aktiviert. Aber da die Zitate immer auch für etwas stehen, in diesem Fall für gesellschaftliche Visionen und den utopischen Überschuss der jeweiligen Zeit, gewinnt der Plan eine utopisch-politi-

sche Dimension, die weit über das postmoderne Zitieren hinausweist. Man muss nicht soweit gehen und in den städtischen Einheiten ein Echo von Ungers' historischer Untersuchung der „Kommunen in der Neuen Welt“ sehen. Es reicht, darin das Misstrauen gegenüber der einheitlichen und vereinheitlichenden Stadttheorie der Moderne zu sehen, der Ungers ein pluralistisches, in diesem Sinne wahrhaft postmodernes Stadtverständnis gegenüberstellt: als System unterschiedlicher Orte, die „miteinander eine vielfältige und komplexe städtische Umwelt bilden“.

Schließlich kann man im Archipelkonzept die Kulmination der Untersuchungen sehen, die Ungers während und nach seiner Zeit an der TU Berlin in den berühmten, von seinem Lehrstuhl herausgegebenen „Veröffentlichungen zur Architektur“ publizierte. Bereits in den 1960er Jahren beschäftigt er sich mit Themen wie der Großform im Wohnungsbau, der Wiederentdeckung der Wiener Superblocks als soziale Einheiten oder mit dem Wohnen am Park, wo erstmals das Thema der architektonischen Landschaftsgestaltung am Beispiel der Bauten der Havellandschaft auftaucht. In all diesen Arbeiten zeichnet sich bereits das Interesse ab, die Stadt in ihren Einzelphänomenen zu verstehen und nach der Dekonstruktion neu zusammenzusetzen. Hierin manifestiert sich eine tiefsitzende Skepsis gegenüber der modernen Stadtplanung, die den Plan als eine politische Autorität, als Tatsache etabliert hat, die angeblich rein rationalen Kriterien befolgt. So suchte Le Corbusier in einer schwindelerregenden Volte in seinem Buch „La Ville Radieuse“ die ursprünglich an eine Herrscherperson geknüpfte Autorität auf den Plan selbst zu übertragen, damit fortan die Umsetzung des Plans kraft einer internalisierten Macht des Faktischen erfolge. Mit diesem Trick konnte der Schöpfer des Plans nun selbst über dessen Autorität verfügen. Bereits die Situationisten durchschauten den Trick und machten sich daran, mit *Dérive*, Psychogeographie und anderen Methoden die funktionalistische Rationalität des Plans in Frage zu stellen und andere Lese- und Gebrauchsweisen der Stadt freizusetzen. Auch daran knüpft „Stadt in der Stadt“ implizit an.

Stadt als Readymade

Mit Visionen verhält es sich jedoch so, dass sie immer von der Realität überholt werden. Statt mit Schrumpfung, verfallenen Stadtteilen und fallenden Immobilienpreisen haben wir es heute, 35 Jahre nach „Berlin, das grüne Stadtarchipel“ und 23 Jahre nach dem Fall der Mauer, mit einer anderen Form des Inselurbanismus zu tun. Zwar suchte Hans Stimmann, berüchtigter Berliner Senatsbaudirektor der Nachwendezeit, mit dem „Planwerk Innenstadt“ die Autorität des Plans formal wiederzubeleben, um letztlich nur zu verschleiern, dass die faktische Macht über die zeitgenössische Stadtentwicklung bereits auf andere „Autoritäten“, nämlich auf Investoren, übergegangen ist. Hinter den vereinheitlichenden Fassaden der so genannten „Berlinischen Architektur“ konnte der Ausverkauf Berlins in Ruhe vorstattgehen. Die Maskerade erwies sich dabei als äußerst nützlich für das Kapital, das sich so dem Anschein der Regelkonformität geben und im Gegenzug die besten Filetstücke der Stadt „entwickeln“ konnte. Und so geschah es, dass wir in der Sorge um ein vermeintlich im Entstehen begriffenes „Neuteutonia“ die eigentliche Gefahr, die in der neoliberalen Logik der Stadtentwicklungspolitik lag, zu spät erkannten: die pervertierte Form eines faktischen Inselurbanismus. Unter diesem Begriff lassen sich heute die Auswirkungen der Privatisierungspolitik der letzten beiden Jahrzehnte zusammenfassen, die statt Pluralität zu erzeugen, wie es das Ziel des Archipelkonzepts war, Enklaven der Exklusion und gleichzeitig eine Nivellierung der „Identitätsräume“ geschaffen hat. Statt mit Urban Villas als dem zur Konsolidierung der Inseln von Ungers und Co. bevorzugten Gebäudetyp, der in idealer Weise die Sehnsucht nach individuellem Eigenheimglück und kollektiven urbanen Lebensstil in sich vereinigte, haben wir es heute mit seinen Wiedergängern oder Bastarden zu tun, den Townhouses, Urban Villages und Gated Communities, die wie keine anderen Typologien für die fortschreitende Gentrifizierung und soziale Segregation der Stadt stehen.

Es ist daher aus stadtpolitischer Sicht erhellend genau hinzuschauen, worauf Isa Melsheimer ihre Auseinandersetzung mit dem Thema fokussiert, gerade weil die Arbeit aus



Isa Melsheimer, A Green Archipelago. 2. Juni–28. Juli 2012, Galerie Esther Schipper, Berlin

einer künstlerisch-intuitiven Perspektive erfolgt. Es ist bezeichnend, dass sich unter den wenigen architektonischen Fragmenten, die sie eigens für die Ausstellung „A Green Archipelago“ in der Galerie Esther Schipper maßstäblich in Beton nachgebaut hat, ein Modul der Häuser am Lützowplatz findet. Die von Ungers im Zuge der IBA ab 1979 errichteten Bauten waren gewissermaßen der Versuch, das Prinzip der Urban Villa auf den sozialen Wohnungsbau zu übertragen. Ungers hatte in diesem Projekt

das Grundmodul von Innen- und Außenraum, in diesem Fall die den Wohnungen zugeordneten Terrassen, gleich groß und damit gleichwertig gestaltet, was Isa Melsheimer in ihrem Modell augenfällig herausarbeitet. Es ist dieses gegen alle Effizienzvorgaben arbeitende Raumkonzept, das aus heutiger Sicht überrascht und aktuell bleibt. Dass die Bauten in den letzten Jahren zum Abriss freigegeben wurden, ist daher nicht nur aus architekturhistorischer Perspektive ein Skandal. Der Abriss steht

auch symptomatisch für eine verfehlte Stadtentwicklungspolitik, die sich den Gesetzen des Marktes unterwirft und durch Privatisierung städtischen Eigentums die soziale Segregation vorantreibt.

Darüber hinaus erinnern Isa Melsheimers Arbeiten auch daran, dass wir, wenn wir heute von Stadt reden, es allenthalben mit Readymades, das heißt, mit physischen wie ideologischen Restbeständen zu tun haben, die wir wieder lesen lernen müssen. So schwimmen die architektonischen Fragmente, die Isa Melsheimer für die Ausstellung ausgewählt hat – Ungers IBA-Bauten am Lützowplatz, Frei Ottos Baumhäuser im Tiergarten oder James Stirlings Wissenschaftszentrum am Kulturforum –, wie Inseln im Meer der zeitgenössischen Stadt, oder, ein wenig boshafter, wie Fettaugen in der Suppe der Alternativlosigkeit, die wir uns selbst eingebrockt haben. Sie gemahnen an eine Zeit, als noch um alternative Stadt- und Wohnkonzepte gerungen wurde und die Stadtentwicklungspolitik noch alle sozialen Schichten im Blick hatte. Und, im Falle des postmodernen Baus von Stirling, an eine Zeit, in der die Wis-

senschaft noch autonom, frei von ökonomischem Verwertungsdruck und Drittmitteldrama dem Wissenstrieb nachgehen konnte. An die Stelle von akademischen Elfenbeintürmen sind heute Exzellenzcluster getreten, auch sie ein weiterer Bastard des Archipelprinzips.

So gesehen enthält Isa Melsheimers „Green Archipelago“ am Ende eine erstaunlich tröstliche Botschaft: Auch wenn Architektur die Welt weder retten noch zum Besseren erziehen kann, so erzeugt sie doch in den besten Fällen einen utopischen Überschuss, der noch im Zitat, im Fragment nachwirkt und uns bewusst macht, dass ein anderes Leben möglich, eine Alternative vorstellbar ist, und sei es nur als Möglichkeitsräume eines unerreichbaren Archipels.

Anh-Linh Ngo

NOTES FROM THE ARCHIVE

JAMES FRAZER STIRLING

15 MAY – 14 OCTOBER 2012



CCA

Centre Canadien d'Architecture | Canadian Centre for Architecture
1920, rue Baile, Montréal 514 939 7026 cca.qc.ca/stirlingexhibit

YALE CENTER FOR BRITISH ART

This exhibition is co-organized by the Canadian Centre for Architecture, Montréal and the Yale Center for British Art, New Haven. It is generously supported by the Graham Foundation for Advanced Studies in Fine Arts.
Image: James Frazer Stirling, *House for the Architect* (1948–1949); presentation model and case. Paper, burlap, cork, plastic, metal, thread, black ink, gouache and wood. 6.0 x 26.0 x 26.0 cm. Ink, graphite, paper, cardboard, 9.0 x 28.0 x 28.0 cm. James Stirling/Michael Wilford fonds, Canadian Centre for Architecture © CCA

In collaboration with



The CCA gratefully acknowledges the generous support of the Ministère de la Culture, des Communications et de la Condition féminine, the Canada Council for the Arts, the Conseil des arts de Montréal, the Department of Canadian Heritage and Hydro-Québec.